

NEUES ARCHIV

für die
Geschichte der Diözese Linz

6. Jahrgang

Heft 2

Linz 1989/90

INHALT

III. DIE LINZER DOMKAPITULARE SEIT 1945

B. Das gegenwärtige Domkapitel

Von Kriemhild Pangerl und Rudolf Zinnhobler

1. Hermann Pfeiffer (seit 1964, gest. 1991)	287
2. Ludwig Kneidinger (seit 1971)	306
3. Gottfried Schicklberger (seit 1971)	318
4. Peter Gradauer (seit 1977, gest. 1991)	337
5. Josef Ahammer (seit 1982)	349
6. Josef Wiener (seit 1982)	353
7. Johann Bergsmann (seit 1982)	365
8. Johannes Singer (seit 1984)	371
9. Franz Huemer-Erbler (seit 1990)	384

C. Nachtrag

Josef Mayr (seit 1991)	387
------------------------	-----

2. LUDWIG KNEIDINGER (1914/1971/—)

Von Kriemhild Pangerl

Herkunft und Studium

Ludwig Kneidinger wurde am 20. Mai 1914 in Altenfelden, Hühnergeschrei Nr. 17, geboren. Seine Eltern, Johann (geb. 21. Mai 1882 in Altenfelden, gest. 18. September 1955 in Linz) und Theresia Kneidinger, geb. Kehrner (geb. 23. September 1882 in Altenfelden, gest. 10. November 1969 in Linz), waren Inhaber einer landwirtschaftlichen Maschinenwerkstätte, zu welcher der Vater noch die Lizenz für einen landwirtschaftlichen Maschinenhandel erworben hatte.

Ludwig war zwei Monate zu früh zur Welt gekommen, was sich dahin auswirkte, daß er in der Kindheit über keine feste Gesundheit verfügte. Drei von seinen Geschwistern waren älter als er, Maria (geb. 1911), Johann (geb. 1912, gest. 1989) und Franz (geb. 1913); drei wurden nach ihm geboren, Theresia (geb. 1915), Hedwig (geb. 1923) und Martha (geb. 1926). In Altenfelden besuchte Ludwig die Volksschule (Mai 1921 bis Juli 1926). Das Lernen fiel ihm leicht, und so empfahl sein Lehrer Johann Kainberger den Eltern, ihn studieren zu lassen. Sie wurden in dieser Absicht noch bestärkt durch zwei Priester, mit denen sie gut bekannt waren, durch Dechant Alois Gittmair und dessen Freund DDr. Leopold Kopler, Dogmatikprofessor an der Philosophisch-theologischen Diözesanlehranstalt in Linz. Kopler stammte aus Haibach, wo Gittmair vor Altenfelden Pfarrer gewesen war. Daher verbrachte Kopler seine Ferien häufig in Altenfelden.

So begann Ludwig im September 1926 sein Gymnasialstudium am Kollegium Petrinum in Urfahr. Besonders lagen ihm die Gegenstände, die mehr logisches Denken und weniger Gedächtnisleistung verlangten; reines Auswendiglernen empfand er als sehr mühsam. Mathematik war sein Lieblingsfach, und bald war er darin Klassenbester. Der Professor für Mathematik, Josef Scherer, und der Professor für Latein und Griechisch, Franz X. Lohninger, genossen in besonderer Weise seine Sympathie.

In den Ferien half Ludwig im elterlichen Betrieb mit. Als Kind war er hauptsächlich in der Werkstatt tätig und versuchte sich dort z. B. im Streichen und Lackieren von Holz- und Eisen teilen. In den letzten Gymnasialjahren arbeitete er in der Buchführung mit und nahm seinem Vater die diesem lästige Kanzleiarbeit ab. Schon damals lernte Ludwig die Zusammenhänge der wirtschaftlichen Abläufe zu verstehen, wirtschaftliche Unternehmungen auf ihren Erfolg hin zu prüfen, Verantwortung für wirtschaftliche Maßnahmen zu tragen und Belange der Verwaltung richtig ins Unternehmen einzuordnen. Er lernte schon damals, vorsichtig zu kalkulieren, über größere Geldbeträge zu verfügen und Mitarbeiter wirksam einzusetzen. Früh verschaffte er sich so einen Überblick über das finanzielle Geschehen der väterlichen Firma und erwarb sich dadurch grundsätzlich die Fähigkeit, die Struktur eines Unternehmens rasch zu erfassen.

Auch wurde in ihm das Verständnis für die Grenzen materieller Wünsche geweckt und die bei ihm ohnedies vorhandene Haltung des Sich-Einschränkens noch verstärkt. Er erlebte die Sparsamkeit der Eltern, denn die Zahlungen der Internatsbeiträge für bisweilen vier Kinder gleichzeitig stellten für sie, auch wenn das Geschäft gut ging, eine große finanzielle Belastung dar. Johann und Franz waren im Internat des Salesianums in Linz; beide besuchten die Bürgerschule in der Spittelwiese. Jener erlernte nachher das Metallgewerbe, um einmal den elterlichen Betrieb übernehmen zu können; dieser absolvierte anschließend die bischöfliche Lehrerbildungsanstalt. Seine berufliche Laufbahn als Lehrer beschloß er als Direktor der Volksschule in Arnreit.

Auch die Töchter Hedwig und Martha lebten während ihrer Ausbildung vorübergehend außerhalb des elterlichen Haushaltes. Während jene Damenschneiderin wurde und später den Landesbeamten Josef Eckerstorfer heiratete, wurde diese Fürsorgerin und vermählte sich mit dem Kraftfahrzeugmechaniker Hermann Wagner, dem Bruder des derzeitigen Kurienbischofs Alois Wagner. Die Töchter Maria und Theresia waren nach dem Besuch der Bürgerschule daheimgeblieben; sie unterstützten die Eltern im Haushalt und in der Firma. Theresia blieb unverheiratet. Für Maria erwarb der Vater schon vor ihrer Vermählung mit dem Bäckermeister Friedrich Wolfmayr eine Bäckerei in Altenfelden.

Der Sinn der Eltern für kluges Wirtschaften übertrug sich auf die Kinder. Bei Ludwig wurde die Haltung des Sich-Bescheidens zu einem Charaktermerkmal, wozu noch ein großes Pflichtgefühl kam. Geborgen in einer großen Familie, empfand er kein stärkeres Bedürfnis danach, besondere Freundschaften zu schließen.

Im Juni 1934 bestand Ludwig die Matura mit Auszeichnung. Das religiöse Milieu in der Familie und in der Pfarre, der Einfluß im Petrinum und die Anregung durch seinen Heimatpfarrer Dechant Alois Gittmair hatten in ihm den Wunsch geweckt, Priester zu werden. Daher trat er ins Linzer Priesterseminar ein und studierte von 1934/35 bis einschließlich 1939/40 Theologie. Am 2. Juli 1939 empfing er durch den Diözesanbischof Dr. Johannes Maria Gföllner im Dom zu Linz die Priesterweihe. Die Primiz feierte er in der Pfarrkirche von Altenfelden. Das Fest wurde, den Zeitläufen entsprechend, ohne jedes äußere Gepränge begangen.

In den Ferien 1939 übersiedelte das Priesterseminar mit der Theologischen Lehranstalt in das Zisterzienserstift Wilhering, weil das Gebäude in der Harrachstraße für das Militär beschlagnahmt worden war. Auch in Wilhering fühlte sich Ludwig von Anfang an wohl. Am 30. Jänner 1940 schloß er dort seine Studien mit dem Absolutorium ab.

Die Jahre als Kaplan — Eintritt in die DFK

Am 1. Februar 1940 begann Kneidinger seine Tätigkeit als Kooperator von Wartberg ob der Aist, schon mit 15. April 1940 wurde er jedoch als Kooperator nach Gaspoltshofen versetzt. Neben der üblichen Arbeit betreute er hier als Präses die Marianische Mädchenkongregation, für die er einige neue Mitglieder gewinnen konnte.

Im Jahre 1939 verordnete das Kirchenbeitragsgesetz die Selbstversorgung der Bistümer; der Religionsfonds wurde aufgelöst. In dieser Situation wurde die Diözesanfinanzkammer gegründet. 1940 wurde in Österreich zum ersten Male der Kirchenbeitrag nach genau festgelegten Normen eingehoben; die organisatorischen Maßnahmen hiefür wurden von der DFK getroffen. Die Beiträge sollten in den Pfarren selbst eingehoben werden. Kneidinger zeigte dafür Interesse und teilte dies Pfarrer Franz Kreuzer mit. Er bot ihm an, ihm diese Aufgabe gänzlich abzunehmen, wenn dieser dafür den Unterricht in einer bestimmten Schulklasse übernehme. Darauf ging der Pfarrer sofort ein. Jeden Sonntag, zwischen Frühmesse und Hochamt, versah nun Kneidinger seinen Dienst in der Pfarrkanzlei. Die Kinder einer bekannten Familie erfaßten die Namen der Kirchenbeitragszahler in Listen, zwei, drei Pfarrkirchenräte registrierten das Einkommen der einzelnen Gläubigen, und Kneidinger berechnete den Kirchenbeitrag, den die Leute sofort in bar bezahlten. Innerhalb kurzer Zeit konnte ein größerer Betrag an die DFK in Linz überwiesen werden. Bei einem seiner Spaziergänge auf den Bauernberg fragte Bischof Gföllner seinen Begleiter Karl Füglistner einmal, wie es mit der Einhebung der Kirchenbeiträge stünde. Füglistner antwortete ihm, daß von zwei Pfarren bereits Beträge eingelangt seien, so auch von Gaspoltshofen. Daraufhin ernannte der Bischof Pfarrer Kreuzer zu Weihnachten des Jahres 1940 zum Geistlichen Rat, obwohl er mit ihm nicht gerade auf gutem Fuß stand. Kneidinger aber lud er ein, in das Ordinariat, Abteilung DFK, einzutreten.

Kneidinger kam dem Wunsch des Bischofs nicht ungerne nach, brachte er doch für diese Beschäftigung gewisse Voraussetzungen und Interesse mit. Mit 1. Jänner 1941 trat er seinen Dienst in der DFK an. In der Folge erhielt er den Titel eines Ordinariatsrates; als solcher war er vom Militärdienst befreit. Für die Pfarre Herz-Jesu, wo er Kost und Wohnung erhielt, wurde Kneidinger zur Seelsorgeaushilfe verpflichtet.

Die erste Aufgabe, die ihm in der DFK zugewiesen wurde, war die Überprüfung der von den einzelnen Pfarren über die Dekanatskämmerer vorgelegten Kirchenrechnungen. Durch diese Arbeiten gewann Kneidinger rasch Einblick in das Finanzgebaren der einzelnen Pfarren, lernte aber auch die Pfarrer gut kennen. Gleichzeitig erwarb er sich das nötige Wissen auf dem Gebiet der Buchhaltung, die in der DFK von Vöcklabrunner Schulschwestern besorgt wurde. Eine der Schwestern, Dkfm. Felicitas Zasso, entwarf die (im wesentlichen noch heute gültigen) Kontenrahmen, aus denen die Buchhaltung der DFK erwuchs.

Durch das Studium der Haushaltspläne und Abrechnungen der Diözese aus den abgelaufenen Jahren lernte Kneidinger selbst, optimale Kalkulationen zu erstellen. DFK-Direktor Wilhelm Binder war mit den Leistungen Kneidingers sehr zufrieden.

Im KZ Dachau (1942—1945)

Im Sommer 1941 wurden den Ordinariaten aller deutschsprachigen Diözesen die drei Brandpredigten des Bischofs von Münster Clemens August Graf von Galen zugesandt, in denen dieser gegen die Beschlagnahme von Klöstern, die Unterdrückung der religiösen Freiheit, die Vertreibung von Ordensleuten und die Tötung von Geisteskranken durch den nationalsozialistischen Staat in scharfer Form Stellung nahm. Als die Texte in Linz eingetroffen waren, schrieb sie Kneidinger mit der Maschine ab. Durchschläge davon gab er u. a. an Verwandte weiter. Auf irgendwelchen Wegen muß die Gestapo hiervon erfahren haben. Als Kneidinger am 13. Jänner 1942 mittags den Bischofshof betrat, kamen ihm zwei Männer entgegen, die sich als Gestapo-Leute auswiesen und ihm erklärten, daß sie eine Durchsuchung seines Arbeitsplatzes vornehmen mußten. In seinem Schreibtisch fanden sie hektographierte Briefe an Priestersoldaten, welche sie beschlagnahmten. Dann befahlen sie Kneidinger, zum Polizeirevier in der Mozartstraße mitzugehen. Dort wurde er in eine Einzelzelle gesperrt. Am nächsten Tag wurde er in einem geschlossenen Wagen in das Kolpinghaus, Langgasse, das die Gestapo für sich in Anspruch genommen hatte, zum Verhör geführt. Kneidinger suchte zuerst Zuflucht in Ausreden und täuschte Unwissenheit vor. Das nützte aber nichts, weil ihm dann eine Verwandte gegenübergestellt wurde, die den Vorfall bereits zugegeben hatte. In Sorge um sie leugnete er nun nichts mehr. Dem ersten Verhör folgte bald ein weiteres, und Kneidinger merkte, daß sich die Gestapo nicht mehr so sehr für die „Galen-Predigten“ interessierte, sondern von ihm bestimmte Informationen über das Bischöfliche Ordinariat erhalten wollte. Kneidinger antwortete: „Ich fühle mich nicht berechtigt, darüber Auskunft zu geben“. Darauf brüllte ihn der Beamte der Gestapo an: „Das geht uns nichts an, wozu Sie sich berechtigt fühlen!“ Ein anderes Mal wurde er wieder zur Gestapo geführt, wo er von zehn Uhr vormittags bis 17 Uhr nachmittags warten mußte, ohne daß man ihm etwas zu essen gab oder ihn verhörte. Dann wurde er wieder ins Polizei-Gefängnis abtransportiert. Nach acht Tagen Einzelhaft wurde er zu anderen Gefangenen in eine größere Zelle gesperrt. Am Freitag nach Ostern wurden Kneidinger und andere Mitgefangene in einem geschlossenen Wagen zum Hauptbahnhof Linz gebracht. Die Häftlinge waren zu zweit mit Handschellen aneinandergekettet, Kneidinger wurde jedoch von einem Polizisten wieder losgelöst und durfte frei hinter den anderen hergehen. In einem Viehwaggon wurden sie nach Salzburg transportiert. Die Nacht mußten sie in einem bereits überfüllten Gemeinschaftsraum verbringen. An Schlaf war nicht zu denken. Am Morgen wurden sie der Reihe nach aufgerufen. Als Kneidinger dem Posten seinen Beruf angab, fühlte sich dieser peinlich berührt und zeigte große Anteilnahme.

Die Gefangenen wurden dann per Zug in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Dort, wo über einem Lagertor in Riesenlettern die Inschrift „Arbeit macht frei“ angebracht war, wurden Kneidinger und die anderen Mitgefangenen von SS-Leuten mit Fußtritten und Schlägen empfangen und in die Aufnahmeabteilung getrieben. Hier mußten sie sich völlig entkleiden und duschen, darauf wurden ihnen alle Haare wegrasiert. Ihre Zivilkleidung und ihr übriges Eigentum, Geld, Uhr, Taschentücher, wurden ihnen abgenommen und im Effektenhaus deponiert. Sie erhielten dafür Jacke, Hose und Mütze in blau-weißem Streif sowie Holzpantoffel. Auf die rechte Hosen- und linke Jackenseite mußten dann die Neuankömmlinge das „Erkennungszeichen“ ihrer Gefangenengruppe und ihre Gefangenenummer nähen. Das Zeichen für Priester als politische Häftlinge war ein leuchtend rotes Dreieck von ca. 8 cm Seitenlänge; darüber war auf einem 15 cm langen Tuchstreifen die Sträflingsnummer schwarz aufgedruckt. Kneidinger hatte die Nummer 29.824. Zunächst wurden die Neuankömmlinge im Zugangsblock, einer Baracke, die durch einen speziellen Drahtverhau vom übrigen Lager abgeschlossen war, untergebracht. Hier wurden sie für das Lagerleben „geschult“, wobei die Geistlichen meist eine längere Zeit bleiben mußten als die anderen. Im Verlauf mehrerer Wochen lernte auch Kneidinger, sich dem Lagerleben anzupassen, die SS-Angehörigen richtig zu titulieren, die Betten zu „bauen“, was das Lagerpersonal zu einer besonderen Schikane entwickelte, den Spind in peinlichster Ordnung und Sauberkeit zu halten, den Schlaf- und Aufenthaltsraum zu putzen und die Speisen aus der Lagerküche in die Baracke zu tragen. Dies war besonders schwierig, weil die Gefäße sehr schwer waren und nichts verschüttet werden durfte.

Der Tagesablauf war bis auf die Minute geregelt. Die Einhaltung der Ordnung wurde strengstens überwacht. Wiederholt hielten SS-Männer „Ansprachen“, die anzuhören die Gefangenen unter schwerer Strafe verpflichtet waren und bei denen sie unflätig beschimpft und als der „letzte Dreck“ und die „Ausgestoßenen der Gesellschaft“ hingestellt wurden.

Neben der unzureichenden Verpflegung, den primitiven Unterkünften, der bei Krankheit äußerst mangelhaften medizinischen Versorgung, der schweren Arbeit unter freiem Himmel bei jeder Witterung und in dürrtiger Kleidung, dem ständigen Terror und der Willkür der SS hatten die Gefangenen auch große psychische Belastungen auszuhalten, denn sie fristeten ihr tägliches Dasein in völligem Ausgeliefertsein an ihre Aufseher, erfuhren andauernd ihre totale Rechtlosigkeit und lebten in gänzlicher Ungewißheit über ihre Zukunft. Dies zu ertragen war für sie das Schrecklichste.

Nach einigen Wochen wurde Kneidinger in das eigentliche Lager, auf Block 28, einen der drei sogenannten Pfarrerblocks, überstellt. Hier waren hauptsächlich polnische Geistliche inhaftiert. Im Oktober 1942 kam Kneidinger zu den deutschsprachigen Priestern auf Block 26, wo er bis zu seiner Entlassung blieb und wo auch die anderen Mitbrüder aus Oberösterreich untergebracht waren, so z. B. Leopold Arthofer, Pfarrer von Kronstorf, Berthold Niedermoser, Zisterzienser aus dem Stift Schlierbach, Johann Steinbock, Kooperator in Steyr-Vorstadt-pfarre, Josef Moosbauer, Pfarrer von Waldhausen, Franz Wöß, Pfarrer i. R. von St. Peter am Wimberg, Konrad Just, Zisterzienser aus dem Stift Wilhering, Heinrich Steiner, Pfarrer von Steinerkirchen am Innbach, Dr. Franz Ohnmacht, Bischöflicher Sekretär, und Josef Heinzl, Priester der Gesellschaft Jesu. Aber auch Tschechen befanden sich in diesem Block, wie der spätere Erzbischof von Prag Josef Beran und Josef Ploihar, der nach dem Krieg die Friedenspriestervereinigung gründete und Mitglied des Präsidiums des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei in Prag (1955—1968) wurde.

Wie jede andere Baracke war auch Block 26 aus Holz gebaut und in vier Stuben, vier unheizbare Schlaf- und zwei Waschräume und Latrinen unterteilt. Zweistöckige Holzgestelle bildeten die Betten. Anfangs erhielt noch jeder Häftling ein eigenes Bett, doch gegen Ende des Krieges, als

das Lager schon restlos überfüllt war und mehr als 100 Personen in einem Raum untergebracht wurden, mußten sich oft zwei Männer eine Schlafstätte teilen. Die älteren, schon erschöpften Häftlinge lagen in den unteren Etagen; die jüngeren, noch gesünderen, kletterten in die oberen, so auch Kneidinger, was aber im Winter vorteilhaft war, weil die zwar verbrauchte, aber dafür warme Luft nach oben stieg. Im Tagraum standen Tische und Bänke und für je zwei Häftlinge (später für drei und vier) ein Spind, den Kneidinger mit P. Josef Kentenich aus der Diözese Trier, dem Gründer der „Schönstatt-Bewegung“, teilte.

Schon um vier Uhr früh, in den Wintermonaten eine halbe Stunde später, „brummte der Bär“, d. h. eine Sirene heulte; die Gefangenen standen auf und drängten sogleich in die Waschräume. Dann eilten die Essensträger, um in großen Kübeln den Zichorienkaffee oder Tee, für gewöhnlich nur eine dunkle Brühe, zu holen. Jeder Häftling holte sein Eßgeschirr aus dem Spind und faßte sein Frühstück. Noch vorher mußten die Betten „gebaut“ und die Spinde gereinigt werden. Der „Stubendienst“ reinigte die Baracke, kontrollierte die Spinde und Betten, denn wenn bei den häufigen Kontrollen durch die SS etwas nicht der vorgeschriebenen Ordnung entsprach, so wurden die betreffenden Betten auseinandergerissen und mitunter der gesamte Inhalt der Spinde auf die Blockstraße geworfen. Zusätzlich wurden im Falle einer Anzeige bei der Lagerleitung die „Missetäter“ noch durch Schläge, Sonntagsarbeit, Isolierung, Essensentzug etc. bestraft. Für die einzelnen Blöcke trugen Blockälteste die Verantwortung; diese mußten die Ordnung in den Baracken und im Lager aufrechterhalten und die Befehle der SS entgegennehmen und an die anderen Sträflinge weitergeben. Verstieß ein Häftling gegen die Lagerordnung, hatte unter Umständen auch der betreffende Blockälteste mit Strafen zu rechnen. Daher waren diese Männer oft sehr brutal zu ihren Mitgefangenen. Wenn das Kommando zum Antreten ertönte, mußten sich die Männer vor dem Block in Zehnerreihen formieren und singend über die Lagerstraße zum Appellplatz marschieren. Die Priester empfanden es als Hohn, wenn sie dabei aus voller Kehle Lieder wie „Schwarzbraun ist die Haselnuß“ oder „Mädel, ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite“ schmettern mußten. Am Appellplatz angelangt, hatten sich die etwa zweihundert Mann langen Frontreihen schnurgerade auszurichten. Dann mußten sie — oft aus reiner Schikane — auch bei schlechtester Witterung eine halbe bis eine dreiviertel Stunde lang unbeweglich stehen bleiben. Einmal wurden von der angetretenen Gruppe willkürlich 200 Mann abgesondert und zur Vergasung abtransportiert. Nach dem „Abzählen“ wurden einzelne Häftlinge aufgerufen; sie wurden entweder einer Bestrafung zugeführt oder zur Verrichtung bestimmter Arbeiten angewiesen. Dann hieß es: „Häftlinge stillgestanden! Mützen ab! Augen rechts! Augen geradeaus! Mützen auf! Rührt euch! Kehrt! Arbeitskommando formiert!“ Daraufhin gruppierten sich die Gefangenen schleunigst zu den betreffenden „Arbeitskommandos“, die jeweils unter Leitung eines SS-Mannes standen. Ein Capo wurde ihnen zugeteilt, der die Aufsicht führte, selbst aber nicht mitarbeitete. Unter strenger Bewachung marschierten sie dann zum Arbeitsplatz.

An das Lager war u. a. eine „Plantage“ angeschlossen (Gemüsebau, Gewürzkräuter), in einer eigenen „Pfeffermühle“ wurden Gewürzmischungen hergestellt. Ein Labor diente der Untersuchung von Pflanzen auf ihren Gehalt an ätherischen Ölen, Vitamin C etc. Hier waren jedoch keine Häftlinge tätig, sondern Zivildienstverpflichtete: mehrere Laborantinnen, eine Pharmazeutin und eine Schreibkraft. Kneidinger wurde vorerst, wie die meisten Geistlichen, der Arbeit auf dem Freiland der Plantage zugeteilt. Die Häftlinge mußten bei jeder Witterung im Freien arbeiten, bei Regen, Schnee, eisigem Wind oder glühender Hitze. Sie durften nur ihre dünne Arbeitskleidung tragen, Mäntel waren z. B. verboten. Alle Arbeiten waren manuell zu verrichten, auf den Knien rutschend, wenn sie Unkraut jäteten, und in den Wassergräben herumkriechend; dies immer unter der Aufsicht der meist brutalen Capos. Zu Mittag marschierten die Gefangenen ins Lager zurück. Die Essensträger der einzelnen Blocks sammelten sich in Doppelreihen auf der Lagerstraße, um das Essen aus der Küche zu holen. Es bestand meist aus einer Krautsuppe mit ein wenig Einbrenne und ein paar Scheiben Kartoffeln, alles in allem eine dünne Brühe. Gefährlich wurde das Essentragen im Winter, wenn jemand auf dem rutschigen

Boden ausglitt, die Suppe beim Gehen überschwappte und sich die Gefangenen Hände und Beine verbrühten. Einmal mußte Kneidinger mit einem Mithäftling, dessen Schwächezustand augenfällig war, gemeinsam den Suppenkübel tragen. Sie faßten die Henkel, aber der andere konnte sich nicht schnell genug aufrichten. Als ihm Kneidinger gut zureden wollte, trafen ihn schon die Peitschenhiebe des Aufsehers. Bei Tisch in der Stube saßen die Priester aus Oberösterreich beisammen. Nach dem Essen war wieder Appell als Auftakt zur nachmittägigen Arbeit. Um etwa 17 bis 18 Uhr, nach der Rückkehr ins Lager, fand nochmals ein Zählappell statt. Erst dann durfte die Baracke zum Abendessen aufgesucht werden. Es gab entweder Pellkartoffel oder Brot, das zweimal pro Woche gefaßt wurde, dazu ein Stückchen Margarine oder Wurst.

Die Verpflegung war für erwachsene Männer, die schwer arbeiten mußten, völlig unzureichend. Erst gegen Ende des Krieges erhielten die Häftlinge ein wenig Geld für ihre Arbeit, wofür sie sich in der Kantine im Feindesland erbeutete Lebensmittel, z. B. Konserven mit eingesalzene Meeresschnecken, kaufen konnten. Man wollte ja nun die Arbeitskraft der Häftlinge erhalten. Aus diesem Grund war es Ende 1943 auch erlaubt worden, Pakete von Angehörigen und Bekannten zu empfangen.

Alle zwei Wochen durften die Häftlinge einen Brief heimschreiben, in welchem sie aber nichts Schlechtes über das Lager berichten und nicht um Lebensmittel bitten durften. Da die Post einer scharfen Zensur unterlag, waren die Gefangenen zunächst ratlos, wie sie ihren Angehörigen verständlich machen sollten, daß sie dringend Nahrung brauchten. Nun verfielen sie auf den Trick, sich in den Briefen für Dinge, die sie dringend benötigten, herzlich zu bedanken. Als Kneidingers Eltern und Geschwister nun den ersten „Dankesbrief“ dieser Art erhielten, verstanden sie zuerst den Sinn nicht. Sie gingen daraufhin zu den Verwandten von Pfarrer Franz Wöß, der sich ebenfalls im KZ Dachau befand, und erfuhren, daß auch diese einen solchen Brief bekommen hatten. Nun begriffen sie, daß sich hinter dem Dank für getrocknete Brotbrösel etc. eigentlich eine Bitte verbarg. Sofort sandten sie das Erbetene, womit die mittägliche Suppenbrühe eingedickt und verbessert werden konnte. Später erhielt Kneidinger auch Pakete mit Speck, Dauerwurst, Konserven und länger haltbaren Lebensmitteln. Die Priester erhielten die meisten Pakete, weil nicht nur ihre Verwandten, sondern auch ihre Pfarrangehörigen sie auf diese Weise unterstützen wollten. Kneidinger und seine Mitbrüder teilten das Erhaltene auch mit anderen Mitgefangenen.

Das KZ Dachau entwickelte sich, weil dort die Häftlinge von der SS bis zum Unsinn auf Ordnung und Sauberkeit gedrillt wurden, zu einem Besuchslager, das oft ausländischen Politikern sowie eigenen hohen Militärs gezeigt wurde. Allerdings bekamen diese Besuche die Häftlinge selbst nicht zu Gesicht, die ja bei der Arbeit waren. Die Kranken und zu Tode Erschöpften wurden selbstverständlich vor den Besuchern versteckt, ebenso die Leichen der Umgekommenen und Verhungerten. Gezeigt wurden also nur die blitzblanken, sauberen, ordentlichen Baracken, wodurch ein völlig falscher Eindruck vom Lagerleben vermittelt wurde.

Mitte Dezember 1942 erkrankten im Lager die ersten Häftlinge an Bauchtyphus, Ende Dezember waren schon die ersten Opfer zu beklagen. Gepflegt wurden die Kranken von anderen Inhaftierten, von denen einige ihre Schutzbefohlenen absichtlich so schlecht behandelten, daß sie starben. Andere dagegen versahen ihre Pflicht als Krankenpfleger vorbildlich, z. B. der Häftling Dr. Eduard Pesendorfer, der spätere Bezirkshauptmann von Gmunden, der viele Gefangene, auch Priester, vor dem Tod rettete, indem er sie aufopfernd pflegte und ihnen heimlich Nahrungsmittel zukommen ließ.

Die Kost im Krankenrevier war die gleiche wie die im Lager. Nur für die Schwerkranken gab es Diät- und Breikost, wobei aber die Diätkost nur aus einem etwas feiner „gehachelten“ Kraut mit sogenanntem Weißbrot bestand; dieses entsprach dem normalen Schwarzbrot der Zivilbevölkerung. Die Breikost war eine dünne „Fleischbrühsuppe“.

Am Morgen mußten sich die Kranken — wenn noch möglich — in den Waschraum schleppen und waschen, dann kehrten sie ins Bett zurück. Kam ein SS-Arzt zur Visite, hatten die Kranken stramm dazuliegen; vermochte einer aus Schwäche dieser Vorschrift nicht mehr nachzukommen, hatte er mit einem Schlag oder Tritt zu rechnen.

Trotz der täglichen „Lauskontrolle“ wurde auch Kneidinger im Frühjahr 1943 vom Typhus befallen. Einige Tage hatte er hohes Fieber und starken Durst. Mit Injektionen wurde die Temperatur gedrosselt und die Infektion bekämpft. Sechs Wochen lang blieb Kneidinger im Krankenrevier. In nächster Nähe von ihm lag auf einer Pritsche Dipl.-Ing. Leopold Figl, der aber schon der Genesung entgegenging. Jahre später, als Figl das Amt des Bundeskanzlers bekleidete, erwies er anlässlich eines Besuches im Bischofshof in Linz seinem Mithäftling Kneidinger noch seine Verbundenheit.

Anfang 1944 erkrankte die Sekretärin des schon erwähnten Laboratoriums. Nun wurde aus Personalmangel ein Häftling gesucht, der ihre Arbeit, wie z. B. das Maschinschreiben, übernehmen konnte. Da nur Frauen im Laboratorium tätig waren, bevorzugte die SS für diesen Posten einen Geistlichen. Ihre Wahl fiel auf Kneidinger. Er hatte nun hauptsächlich die anfallenden Schreibarbeiten zu erledigen, und zwar sowohl für das Labor als auch für das Übersetzungsbüro, in dem fremdsprachige Werke über Saat- und Gartenbau von Häftlingen ins Deutsche übertragen wurden.

Im Jänner 1941 war den Geistlichen in Dachau gestattet worden, in Block 26, Stube 1, eine Kapelle einzurichten. Im April 1942 verfertigten sie sich hierfür eine größeres Altarkreuz; den Corpus dazu modellierte Johann Steinbock. Die erste Ausstattung, den bescheidenen Inhalt eines Meßkoffers, brachten aus dem KZ Sachsenhausen überstellte Häftlinge mit. Nach und nach gelang es, die Kapelle halbwegs einzurichten. Hostien und Wein für die Meßfeier stellte das Pfarramt Dachau zur Verfügung. Als Altar diente ein Tisch aus einer Wohnstube. Anfangs durfte nur an Sonntagen, später aber täglich die Messe gefeiert werden, zunächst aber nur vom „Lagerkaplan“. Dieses Amt hatte zuerst ein polnischer Pfarrer inne. Nach der Trennung der polnischen und deutschen Geistlichen im Herbst 1941 wurde Dr. Franz Ohnmacht als haitältester Priester Lagerkaplan. Ihm folgte im März 1943 Georg Schelling. Seit damals durften auch andere Priester die Zelebration übernehmen. So konnte Kneidinger die Messe am 25. August 1944, seinem Namenstag, lesen, übrigens das einzige Mal während seiner langen Haft.

Sehr schwierig war die Situation für die Priester, wenn Laien der Meßfeier beiwohnen wollten, da dies streng untersagt war. Unter Beachtung größter Vorsicht umgingen die Geistlichen manchmal das Verbot. So konnte z. B. Franz Xavier von Bourbon-Parma, ein Bruder der Kaiserin Zita, mehrmals am Gottesdienst teilnehmen.

Das Bußsakrament spendeten die Geistlichen einander und auch anderen oft während der Arbeit oder auf der Lagerstraße.

Die Verrichtung des Breviergebets war den Priestern seit Ende 1940 gestattet. Kneidinger hatte sein Brevier ebenso wie sein Missale behalten dürfen. Verboten war es, das Offizium gemeinsam zu verrichten. Obwohl es gefährlich war, diese Bestimmung zu umgehen, trafen sich die Geistlichen dennoch manchmal zum gemeinsamen Gebet. Auch der nach dem Abendessen vorgesehene „Spaziergang“ auf der Block- oder Lagerstraße wurde oft zum Beten genützt.

Die Erfüllung der religiösen Pflichten gab den Priestern den Halt, den sie so dringend brauchten, um die Hölle des KZ durchzustehen. Den meisten von ihnen gelang es, in ihrem Leid einen Sinn zu erblicken. Sie faßten es als eine Möglichkeit auf, Sühne zu leisten und Gott ihre Treue zeigen zu können. Auch Kneidinger hat sich darum bemüht, sein Schicksal von dieser religiösen Einstellung her zu meistern. Außerdem sagte er sich, daß es ihm im Vergleich zu jenen, die man zur Schwerstarbeit herangezogen hatte, noch relativ gut gehe. So fand er die Kraft zum Durchhalten.

Gegen Ende des Krieges wurde die Behandlung der Gefangenen etwas besser. Da aber immer neue Häftlinge eingewiesen wurden, wußte die Lagerleitung oft nicht mehr, wie sie dieselben unterbringen sollte.

Mitte Februar 1945 kam Befehl aus Berlin, eine Liste aller deutschen und österreichischen Geistlichen im KZ zu erstellen. Man sprach damals davon, daß der Vatikan durch Entlassungen von KZ-Häftlingen veranlaßt werden sollte, für im Feindesland gefangene SS-Männer Erleichterungen zu erwirken.

Anfang März 1945 vertraute Lagerkaplan Georg Schelling Kneidinger an, daß er ihn für ein Außenkommando als Capo vorgeschlagen habe, war er doch bemüht, auf diese Posten, die eine gewisse Machtstellung bedeuteten und viel Verantwortung abverlangten, gute Menschen und charaktervolle Persönlichkeiten zu bringen. Sie konnten ja oft den anderen Häftlingen das Leben retten oder ihnen zumindest die Lage wesentlich erleichtern. Dazu kam es aber nicht mehr. Mitte März lagen bereits vier Entlassungslisten in der politischen Abteilung vor; Ende März wurden eines Tages in der Frühe beim Zählappell mehrere Geistliche aufgerufen und dann tatsächlich freigelassen. Kneidinger fragte seinen Vorgesetzten in der Plantage, Dr. Egon Hilbert, den Obercapo und Vertreter des Hauptsturmführers Vogt, ob auch er auf einer der vier Listen aufscheine.

Hilbert und auch Vogt waren überzeugte Katholiken. Dieser stammte aus Bosnien und war dem Ruf „Heim ins Reich“ gefolgt. Hier war er zum Beitritt zur SS gezwungen worden, er blieb aber stets ein Freund der Priester. Im KZ Dachau war ihm die Verwaltung der Plantage und der Pfeffermühle anvertraut, er konnte sich aber Einblick in die Lagerakten verschaffen. Über ihn erfuhr Kneidinger, daß seine Entlassung tatsächlich vorgesehen sei. Nach dem Krieg hat Kneidinger für Vogt ein Zeugnis zur Entlastung (einen sogenannten „Persilschein“) ausgestellt.

Am 6. April 1945 wurde Kneidinger während des Morgenappells aus der Reihe herausgerufen. Im Jourhaus (Gebäude für die diensthabende SS) wurden ihm der Entlassungsschein und die geringen Ersparnisse aus der Lagerzeit ausgefolgt sowie das Geld, das er bei seiner Einlieferung mitgebracht hatte. Auch seine Uhr und die Zivilkleider eines toten Häftlings — seine eigenen waren bei einem Brand des Effektenhauses ein Raub der Flammen geworden — lagen für ihn bereit. Dann wurde er von der SS entlassen. Er ging zum Bahnhof Dachau, fuhr von dort mit dem Zug nach München, wo er einen Pfarrhof aufsuchte, um hier auf den nächsten Zug nach Simbach zu warten. Dort kam er am Abend an und brachte die Nacht im Waggon zu. Sehr früh am Morgen ging es weiter nach Braunau, wo er sogleich das Haus Ringstraße 10 aufsuchte. Dort arbeitete nämlich seine Schwester Hedwig als Schneiderin. Es war fünf Uhr, als er die Hausglocke läutete, ans Fenster klopfte und rief: „Der Ludwig ist da! Bin aus Dachau entlassen worden!“

Einen Tag blieb er bei seiner Schwester. Seinen Eltern meldete er telefonisch seine Rückkehr. Am Abend fuhr er dann weiter nach Neumarkt-Kallham, wo eine seiner Tanten Benefiziatenköchin war. Wegen eines Bombenangriffs auf Attnang-Puchheim blieb er noch einen Tag in Neumarkt. In Linz angekommen, führte ihn sein erster Gang ins Ordinariat. Er meldete sich beim Bischof, dann holte ihn seine Schwester Theresia ab. Am Abend konnten ihn seine Eltern in Pürnstern endlich in die Arme schließen. Aus dem KZ hatte er zwei Negative von heimlich aufgenommenen Fotos mitgebracht, die ihn als Sträfling zeigen. Er hatte sie zwischen zwei Blätter seines Breviers gesteckt und die Ränder der Blätter zusammengeklebt; so konnte er sie aus dem Lager schmuggeln.

Nach dem Krieg zeigte es sich, daß der Bevölkerung, auch in kirchlichen Kreisen, teilweise das Verständnis für die ehemals im KZ Inhaftierten weitergehend fehlte, als diese es erwartet hätten. Manchen, die sich selbst nicht exponiert hatten, waren die ehemaligen Häftlinge ein stummer Vorwurf, und andere, die im Krieg selbst viel mitgemacht hatten, waren im Leid hart geworden.

Ab 1946 wurden in Priesterkreisen Treffen der deutsch-sprachigen KZ-Häftlinge organisiert. Kneidinger nahm nur einmal an einem solchen teil, und zwar 1962 anlässlich des Katholikentages in Hannover, vor welchem in Münster eine Art Exerzitien für ehemalige Priesterhäftlinge aus dem KZ abgehalten wurden. Kneidinger reiste zusammen mit Johann Steinbock. Die beiden wohnten in Hannover bei einer protestantischen Familie, die sie freundlich aufnahm. Von hier aus besuchten sie auch Bischof Alfred Bengsch in Ostberlin und nahmen an einem Empfang durch den regierenden Bürgermeister von Westberlin teil.

Vom Finanzreferenten zum Direktor der DFK

Anfang Juni 1945 wurde Kneidinger dazu eingeladen, seine Arbeit in der DFK wieder aufzunehmen. Ein aus Ungarn geflohener Großgrundbesitzer, zu dem Kneidingers Vater ein freundschaftliches Verhältnis pflegte, stellte sein Pferdegespann zur Verfügung. So wurde Kneidinger nach Linz gefahren.

Zuerst nahm er Wohnung bei den Schwestern in der Kapellenstraße in Urfahr. Nach der Besetzung des Mühlviertels durch die Russen bezog er jedoch auf dem Froschberg Quartier, wo er sich in einem nur etwa 10 m² großen Zimmer einmietete. Ab 1948 übernahm er die wiederhergestellte Wohnung seines Bruders Franz in der Rosenbauerstraße. Seit 1951 führt ihm seine Schwester Theresia den Haushalt. Mit seinen Schwestern Theresia und Hedwig erbaute sich Kneidinger ein Heim in der Losensteinerstraße, das sie 1957 beziehen konnten. Der Schwager Josef Eckerstorfer hatte sich bei der Errichtung besondere Verdienste erworben.

Da DFK-Direktor Wilhelm Binder ab 1945 sehr stark mit dem Wiederaufbau des Landesverlags beschäftigt war (vgl. oben S. 199 f.), überließ er Kneidinger weitgehend die Finanzgebarung der Diözese, wozu neben einiger Erfahrung eine entsprechende Kenntnis der Struktur der Diözese nötig war. Für die Klerusbesoldung, für die bis 1951 der Pfarrer von Linz-St. Peter Ludwig Aspöck zuständig war, arbeitete Kneidinger ein Schema aus, nach welchem bei den Gehältern der Priester die Einkünfte von der Pfründe, der Stola und dem Religionsunterricht, der ab dem Schuljahr 1948/49 vom Staat honoriert wurde, entsprechend eingerechnet wurden. 1951 übernahm Kneidinger die Leitung des Ressorts für die Klerusbesoldung.

Anton Peham, welcher der DFK von 1953 bis 1969 vorstand, wurde von Ludwig Kneidinger tatkräftig unterstützt. Seit Dezember 1969 leitete dieser im Auftrag von Bischof Zauner praktisch die DFK.

Am 15. Jänner 1970 wählte der Priesterrat mit großer Mehrheit Ludwig Kneidinger zum Direktor der Diözesan-Finanzkammer, er war damit der erste (und bisher letzte) Geistliche der Diözese, der für sein Amt vom Priesterrat „demokratisch gewählt“ und dann vom Bischof (mit Wirkung vom 1. März d. J.) in dieses eingesetzt wurde. Da die Mehrheit des Priesterrates sich auch für eine gremiale Leitung der DFK ausgesprochen hatte, bestellte der Bischof (ebenfalls mit 1. März) eine Körperschaft, die sich aus folgenden Mitgliedern zusammensetzte: Ludwig Kneidinger (Finanzkammerdirektor), Dr. Josef Wöckinger (Direktor-Stellvertreter), Dr. Helmut Slapnicka (Kirchenbeitragsreferent), Dr. Ernst Bauer (Rechtsreferent) und Dombau-meister Arch. Dipl.-Ing. Gottfried Nobl (Baureferent). Die Aufgabe dieses Ausschusses bestand darin, für wichtige Entscheidungen, die in den Bereichen der einzelnen Referate zu treffen waren, entsprechende Informationen einzuholen, darüber zu beraten und dann zu einem kompetenten Urteil zu kommen.

Kneidinger führte nun als Direktor jene Arbeiten weiter, die er auch vorher schon zu verrichten gehabt hatte. Die Beschäftigung mit der Besoldung der Geistlichen überließ er nach und nach seinen Mitarbeitern, nur in Ausnahmefällen befaßte er sich selbst damit. Dagegen widmete er sich immer mehr dem diözesanen Bauwesen, über das er schon früher die finanzielle Aufsicht

übernommen hatte, hing doch die letzte Entscheidung über alle baulichen Unternehmen von deren Finanzierbarkeit ab. Mit dem Architekten und den Bauherren bestimmte Kneidinger das Gesamtkonzept des Baugeschehens mit. Er kalkulierte sofort die Kosten baulicher Vorhaben und überlegte, ob sich ein Projekt in den bestehenden Finanzplan der Diözese füge. Er traf seine Entscheidungen nach reiflicher Überlegung und genauer Berechnung, sodaß er sie gegen jedermann vertreten konnte und sie auch von oberster Stelle akzeptiert werden konnten. Verantwortung zu tragen wurde ihm so zur Selbstverständlichkeit, er empfand dies nicht als Bürde.

In der Kalkulation hielt Kneidinger die Ausgaben knapp; er war sparsam, damit die Diözese keine Schulden machen mußte. Bei Bauvorhaben einer Pfarre bestand er z. B. selbstverständlich immer darauf, daß diese einen Teil der Finanzen selbst aufbrachte. Kneidinger war an den großen diözesanen Bauvorhaben maßgeblich beteiligt. Genannt seien die Pädagogische Akademie (1970—1975), der Ausbau des Petrinums (begonnen 1967 unter Peham, fortgeführt bis 1974), das Diözesanhaus (1977—1980) und der Anbau an die DFK (bis 1986). Das Priesterseminar wurde adaptiert und durch Zubauten (Bibliothek, Diözesanarchiv) erweitert (1971—1975), das Bildungsheim Schloß Puchberg erfuhr einen Ausbau (1985—1987), der Ankauf des Gerhardinger-Hauses in der Bethlehemstraße wurde getätigt und ein zusätzlicher Neubau für die Zwecke der Katholisch-Theologischen Hochschule Linz errichtet (begonnen 1986, abgeschlossen 1988). In Steyr kaufte die Diözese das ehemalige Dominikaner- und in Ried/Riedberg das Kapuzinerkloster; die beiden Häuser wurden in regionale Bildungshäuser umgewandelt (eröffnet 1979 bzw. 1986). Ein drittes, speziell für Frauen bestimmtes Bildungshaus wurde in Wels errichtet (Eröffnung 1983). Neben diesen großen diözesanen Objekten entstanden in den Pfarren zahlreiche Seelsorgeanlagen.

Durch kluge Finanzgebarung gelang es Kneidinger, alle Bauvorhaben ohne fremde Mittel zu realisieren. Außerdem konnte er noch Beträge für die Pensionsvorsorge der Mitarbeiter zurücklegen.

Zusammen mit seinen Mitarbeitern baute Kneidinger auch die Kirchenbeitragsorganisation weiter aus, wobei die Einhebung der Beträge auf Elektronische Datenverarbeitung umgestellt wurde.

Manche Entscheidungen, besonders auf dem Personalsektor, fielen Kneidinger nicht leicht. Wenn jemand mit einem Anliegen zu ihm kam, entschied er meist nicht sofort, sondern überlegte, um ein möglichst gerechtes Urteil fällen zu können.

Bei allen finanziellen Planungen bedachte er stets auch die Verantwortung gegenüber den Kirchenbeitragszahlern. Im Gespräch vor der Wahl Kneidingers im Priesterrat fiel die Bemerkung: „Er schenkt nichts her, aber man kann mit ihm reden“.

Mitglied des Domkapitels — Erfüllung zusätzlicher Aufgaben

Mit Rechtswirksamkeit vom 1. September 1971 verlieh Bischof Zauner über Vorschlag des Domkapitels ein Kanonikat „kaiserlicher Stiftung“ an Ludwig Kneidinger. Die Investitur und Installation nahm der Bischof am 31. August nach dem Konsistorium in der bischöflichen Hauskapelle vor.

Im selben Jahr 1971 hatte Kneidinger nach dem Tod des am 27. März verstorbenen Prälaten Anton Peham die Stelle des Vertreters der Diözese als Gesellschafter der „OÖ. Glocken- und Metallgießerei St. Florian Ges.m.b.H.“ übernommen. 1985 schied die Diözese aus der Gesellschaft aus, doch wurde Kneidinger gebeten, noch weiter im Aufsichtsrat zu bleiben. Mit 17. Jänner 1986 verzichtete er auf sein Mandat (Annahme am 22. Jänner).

Am 14. April 1972 wurde Kneidinger vom Bischof zum Mitglied des Beirates pro administratione bonorum temporalium des bischöflichen Knabenseminars Kollegium Petrinum bestellt.

Mit dem Tod von Prälat Josef Ledl (gest. 26. Oktober 1980) wurde die Dignität des Domscholasters frei, die mit 26. Mai 1981 durch den Bischof an Kneidinger verliehen wurde.

Seit 27. November 1983 gilt das neue Kirchenrecht, das es dem Bischof ermöglicht, bestimmte Priester mit der Spendung des Firmsakramentes zu beauftragen. Bischof Maximilian Aichern erteilte am 17. Jänner 1984 Prälat Kneidinger diese Vollmacht, von der er jedoch bisher keinen Gebrauch gemacht hat.

Am 1. Oktober 1984 ernannte der Bischof Kneidinger zum Domdechant. Die kanonische Investitur und Installation fand am 10. Oktober 1984 in der bischöflichen Hauskapelle statt.

Im Frühjahr 1990 stellte Prälat Kneidinger dem Bischof sein Kanonikat zur Neuvergabe zur Verfügung, worauf dieser aber nicht einging.

Nach dem Ausscheiden von Prälat Hermann Pfeiffer aus dem Domkapitel am 26. März 1990 wurde Kneidinger mit Wirksamkeit vom 8. September 1990 (Investitur) die Dignität des Dompropstes übertragen.

Ein aktiver Ruhestand

Seit 1986 trug Prälat Kneidinger dem Bischof mehrmals die Bitte vor, ihn von der Leitung der DFK zu entbinden. Anfang Juni 1987 reichte Kneidinger dann sein Gesuch um Enthebung mit Ende des Jahres 1987 ein. Er begründete seine Bitte damit, daß er in den letzten zwei Jahren das Alter schon merklich spüre und die nötige geistige Spannkraft und das Gedächtnis nachließen. Seit einiger Zeit war er schon bestrebt gewesen, Mitarbeiter in die ihn bisher unmittelbar betreffenden Aufgaben einzuführen. Er wollte bis Ende des Jahres „unbemerkt abgehen“, doch erklärte er sich zur weiteren fallweisen Mitarbeit gerne bereit. Mit 31. Dezember nahm der Bischof den Rücktritt Kneidingers vom Amt des Ökonomen und des Finanzkammerdirektors an. Zum neuen Direktor wurde sein Stellvertreter Dr. Josef Wöckinger ernannt. Beide hatten schon seit 1970 ein „gutes Gespann“ gebildet. Ihr herzliches Einvernehmen setzte sich auch fort, nachdem der Jüngere die Gesamtverantwortung übernommen hatte. Prälat Kneidinger erhielt in der DFK ein kleines Büro zugewiesen, damit er auch in Zukunft noch in der Finanzkammer anzutreffen wäre und für Beratung und Mithilfe zur Verfügung stünde.

Anläßlich seiner Pensionierung wurde von der DFK eine Feierstunde für Kneidinger gestaltet. Der neue Finanzdirektor unterstrich in seinen Dankesworten an Kneidinger dessen „Zeugnis und Vorbild als Mensch, als Vor-Arbeiter und Priester, als der er seinen Dienst nicht einer Institution, sondern den Menschen erwiesen hat, im Bemühen, zum Wachsen des Reiches Gottes beizutragen“. Bischof Aichern würdigte die Erfolge, auf die Prälat Kneidinger als Finanzdirektor zurückblicken konnte, und Landeshauptmann Josef Ratzenböck überreichte ihm das Silberne Ehrenzeichen des Landes Oberösterreich.

Wegen seiner guten Kenntnisse in der Buchhaltung wurde Kneidinger 1988 noch dringend in der DFK gebraucht, vor allem auch, weil die Buchhalterin nach einem Unfall längere Zeit arbeitsunfähig war und ihren Dienst bis zur Pensionierung nicht mehr antreten konnte.

Auch jetzt geht Kneidinger noch täglich zur DFK, um im Rahmen seiner Möglichkeiten mitzuhelfen; er achtet jedoch streng darauf, den Arbeitsablauf nicht zu beeinträchtigen und sich in die Geschäftsführung nicht einzumengen.

Das neue Kirchenrecht schreibt in jeder Diözese einen Wirtschaftsrat vor. Der Bischof betraute den Diözesankirchenrat mit diesen Agenden. Mit 1. Mai 1988 ernannte er Prälat Kneidinger zum Mitglied und stellvertretenden Vorsitzenden dieses Gremiums für die nächste Funktionsperiode von fünf Jahren. Er soll seinen reichen Erfahrungsschatz aus dem Bereich der kirchlichen Finanz- und Vermögensverwaltung dem Wirtschaftsrat und dem Konsistorium zur Verfügung stellen.

Prälät Kneidingers Lebensstil war stets einfach. Täglich fuhr er mit dem Bus und der Straßenbahn zum Chorgebet in den Dom und begab sich anschließend in sein Büro. Repräsentationspflichten mied er. Außer seinen Dienstreisen machte er kaum Reisen, da er diese eigentlich eher als beschwerliche Angelegenheiten empfand. War er einmal unterwegs, beeilte er sich, so schnell wie möglich wieder heimzukommen. Einmal unternahm er im Sommer mit Alois Doppelmayr, dem Pfarrer von Münzkirchen, eine Fahrt nach Südtirol, in die Schweiz und nach Süddeutschland, wo sie Altötting besuchten. Seine weiteste Reise führte ihn 1952 nach Rom, als der Bruder seines Schwagers, der jetzige Kurienbischof Dr. Alois Wagner, zum Priester geweiht wurde.

Den Urlaub verbrachte Kneidinger mehrmals daheim im Elternhaus, meist aber blieb er in der DFK, ging aber während dieser Zeit nachmittags früher heim. Seit 1972 macht Kneidinger jeweils drei Wochen Urlaub im Kindergarten der Schulschwester in Mondsee.

Für Hobbies hatte Kneidinger kaum Zeit, sein Hobby war eigentlich die Tätigkeit in der DFK. Die Fülle der Arbeit konnte er nur aufgrund einer disziplinierten Lebensweise bewältigen. Seine Amtsführung war gekennzeichnet durch Sparsamkeit, seelsorgliches Denken und sein Augenmaß für die entsprechende Gewichtung der Anliegen. Sein Wirken war uneigennützig, gewissenhaft und gerecht. Die DFK bildete gleichsam seinen Lebensinhalt.

Die Verdienste Kneidingers fanden Anerkennung in einer Reihe kirchlicher und öffentlicher Auszeichnungen: Geistlicher Rat (1949); Konsistorialrat (1960); Päpstlicher Kaplan (Monsignore, 1975); Päpstlicher Ehrenprälat (1979); Silbernes Ehrenzeichen des Landes Oberösterreich (1988); Medaille der Fraktion christlicher Gewerkschafter.

QUELLEN:

a) schriftliche:

Privatdokumente; LDBI. (entsprechende Jahrgänge)

b) mündliche:

Persönliche Mitteilungen von Prälat Ludwig Kneidinger

LITERATUR:

L. ARTHOFER, Als Priester im Konzentrationslager. Meine Erlebnisse in Dachau, Graz 1947.

KARL-VON-VOGELSANG-INSTITUT (Hg.), Gelitten für Österreich: Christen und Patrioten in Verfolgung und Widerstand, Wien o. J., 66.

J. M. LENZ, Christus in Dachau, Wien 1956, 341.

J. MITTENDORFER, Oberösterreichische Priester in Gefängnissen und Konzentrationslagern zur Zeit des Nationalsozialismus (1938–1945), in: Jb. Koll. Petrinum 73 (1976/77), 39–104, hier 66.

J. STEINBOCK, Das Ende von Dachau, Salzburg 1948.

Eu. WEILER, Die Geistlichen in Dachau sowie in anderen Konzentrationslagern und in Gefängnissen, Mödling o. J., 351.

R. ZINNHOBLER, Die katholische Kirche, in: Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich, hg. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Bd. 2, Wien 1982, 5–187, hier 19.